

Luxus für alle

Luxus für alle
Meilensteine
im europäischen
Terrassenwohnbau

Gerhard Steixner
Maria Welzig
(Hg.)

Birkhäuser
Basel

- 9 Einleitung**
Gerhard Steixner, Maria Welzig
- 13 Die Möglichkeit einer Grünen Stadt**
Harry Glück
- 63 Die *Erfindung* des Terrassenwohnhauses**
Gerhard Steixner, Maria Welzig
- 90 „Sonnenterrassen für alle“ - La Grande Motte**
Maria Welzig

**103 Meilensteine europäischer Terrassenwohnbauten
Ein Katalog**

Autarke Inseln

114 Olympisches Dorf, München
Heinle, Wischer und Partner, 1968–72

Die hängenden Gärten von München
Natalie Heger

138 Wohnpark Alt-Erlaa, Wien
Harry Glück & Partner, 1968–85

Die große Zahl. Der Wohnpark Alt-Erlaa
Silke Fischer

Dicht an der Peripherie

172 Terrassenhaussiedlung St. Peter, Graz
Werkgruppe Graz, 1965–78

Individualität und Gemeinschaft – wie die Architektur
das Leben in der Terrassenhaussiedlung
Graz-St. Peter prägt
Karen Beckmann

194 Terrassenwohnanlage Koseze, Ljubljana
Viktor Pust, 1968–81

Die Siedlung Koseze in Ljubljana
Nataša Koselj

218 Heinz-Nittel-Hof, Wien
Harry Glück & Partner, 1973–83

Ein Prototyp für den Wiener Gemeindewohnbau
Gerhard Steixner

Verkehrsindizierte Sonderformen

- 246 Wohnanlage Hadikgasse, Wien**
Harry Glück & Partner, 1970–76
A Bigger Splash
Gerhard Steixner
- 270 Alexandra Road Estate, London**
Neave Brown, 1967–79
Eine etwas andere Straße:
Alexandra Road von Neave Brown
Mark Swenarton
- 292 Autobahnüberbauung Schlangenbader Straße, Berlin**
Georg Heinrichs, Gerhard Krebs, Klaus Krebs, 1971–80
Terrassenwohnungen als Autobahneinhausung.
Das Berliner Wagnis Schlangenbader Straße
Maria Welzig

Dicht im Blockraster

- 320 Terrassenwohnanlage Inzersdorfer Straße, Wien**
Harry Glück & Partner, 1969–74
Ein Prototyp entsteht – die Wohnanlage
Inzersdorfer Straße
San-Hwan Lu
- 344 Wohnen Morgen Wien**
Wilhelm Holzbauer, 1973–80
„Zwischen Straße und Garten“
Maria Welzig

Hybride in Kernlage

368 Brunswick Centre, London

Patrick Hodgkinson, 1967–72

The Brunswick revisited –
ein Modell für Wohnen in einer grünen
und gerechten Stadt

Clare Melhuish

396 La Serra, Ivrea

Iginio Cappai, Pietro Mainardis, 1967–75

Centro di servizi sociali e residenziali Olivetti in Ivrea

Paolo Enrico Dalpiaz, Giulia Maria Infortuna

423 Das Comeback des Terrassenhauses

Gerhard Steixner, Maria Welzig

444 Biografien der Autorinnen und Autoren

450 Personenregister

454 Bildnachweis

Einleitung

Gerhard Steixner, Maria Welzig

Der Wachstumsschub in den europäischen Städten belebt die Frage nach ökosolaren Wohnkonzepten und bekommt mit den globalen Migrationsbewegungen eine neue politische Brisanz. Die Überwärmung der Städte und die gegenwärtige Tendenz zur Reduktion der Wohnfrage auf Unterbringung legen es nahe, ein Modell wieder in den Blick zu rücken, das Ende der 1960er-Jahre weltweit als die Lösung schlechthin in der Frage des Wohnens für die große Zahl gedacht und entwickelt wurde: die Terrassenhaus-Struktur.

Wohnen für die breite Masse der Bevölkerung – eine relativ neue Herausforderung in der Geschichte der Menschheit – wird dabei nicht als reine Unterbringung definiert, sondern hat ein Höchstmaß an Wohn- und Lebensqualität zum Ziel; bei gleichzeitiger Schonung von Bodenressourcen. Ein veränderter Stadtansatz für die veränderte Gesellschaft des 20. / 21. Jahrhunderts.

Ein Modell zudem, das einen der wirkungsvollsten Wege zur Ökologisierung der Städte darstellt. Ansatzpunkt dafür sind konsequente Planungsüberlegungen zum Autoverkehr. Die Begrünung der wohnungsbezogenen Freiräume und die großzügigen gemeinschaftliche Grünflächen tragen maßgeblich zur Verbesserung des Stadtklimas bei – das Terrassenhaus im verdichteten Wohnbau als Schritt zu einer grün(er)en Stadt. Essenziell ist der zurückgewonnene Kontakt mit der Natur auch für die individuelle Befindlichkeit: die Gerüche, die Geräusche, die Farben, Insekten, Vögel, der natürliche Wandel – die Erfahrung, dass der Mensch ein Teil dieser Natur ist.

Ebenso wichtig wie die Verbesserung der individuellen Wohnsituation sind in den Terrassenprojekten die räumlichen und funktionellen Angebote für die Gemeinschaft und für eine dichte urbane Nutzung.

Der Anspruch, mit den neuen terrassierten Wohn- und Stadtkonzepten „das größtmögliche Glück für die größtmögliche Zahl“ zu schaffen, erhielt rund um das Schlüsseljahr 1968 punktuell auch die notwendige politische Unterstützung: London, Paris, Berlin, München, Wien, Graz, Ljubljana und andere Städte zeigten in den folgenden Jahren, dass eine „Realisierung der Utopie“ möglich ist. Eine besondere Stellung in der Anwendung des Terrassenmodells für den sozialen Wohnbau nimmt dabei Wien ein: In keiner anderen Stadt wurden Terrassenanlagen in einer derart hohen Qualität und großen Anzahl realisiert.

Das Buchprojekt versammelt zwölf ausgewählte europäische Terrassenwohnanlagen aus den 1960er- und 1970er-Jahren und bietet mit aktuellen Bestandsaufnahmen die Möglichkeit einer Evaluierung nach etwa vierzig Jahren. Die Beispiele kann man heute, nach mehreren Jahrzehnten Lebensdauer, im besten Sinne als nachhaltig qualifizieren. Die Wohnzufriedenheit ist im Vergleich zu herkömmlichen Wohnanlagen außerordentlich hoch. Die Akzeptanz durch die Bewohnerinnen und Bewohner zeigt sich auch am baulichen Erhaltungszustand der Anlagen und an der Pflege und dem Aneignungsgrad der wohnungsbezogenen und gemeinschaftlichen Freiräume.

Internationale Expertinnen und Experten untersuchten die ausgewählten Wohnanlagen in London, München, Ljubljana, Berlin, Ivrea, Graz und Wien – ihre Entstehungsgeschichte, die architektonische, stadtplanerische und soziale Bedeutung, ihre Rezeptions- und Aneignungsgeschichte und ihre Relevanz für den heutigen Wohn- und Städtebau: Karen Beckmann (Hannover), Paolo Enrico Dalpiaz und Giulia Maria Infortuna (Turin), Silke Fischer (Wien), Natalie Heger (Berlin), Nataša Koselj (Ljubljana), San-Hwan Lu (Wien), Clare Melhuish (London), Gerhard Steixner (Wien), Mark Swenarton (Liverpool), Maria Welzig (Wien).

Die Anlagen zeigen Alternativen auf zu den Stadt- und Wohnkonzepten aus vordemokratischen Zeiten, wie sie weiterhin beziehungsweise wieder gängig sind (maximal ökonomisierte Rasterstadt des 19. Jahrhunderts, Rekonstruktion). Es sind Alternativen, die sich an den sozialen und technologischen Bedingungen des

20. und 21. Jahrhunderts ausrichten. Die Zusammenschau der ausgewählten Wohnanlagen gibt dabei Aufschlüsse über die Vielfalt der typologischen Varianten und über die zahlreichen Möglichkeiten des Einsatzes in der Stadt.

Während die meisten der realisierten Terrassenwohnanlagen Einzelprojekte blieben, gelang es dem Architekten Harry Glück in Wien zusammen mit der stadteigenen Gemeinnützigen Siedlungs- und Bauaktiengesellschaft (GESIBA) das Modell des terrassierten Wohnens mit parkähnlichen gemeinschaftlichen Grünräumen und mit hochwertigen Gemeinschaftseinrichtungen bei urbaner Dichte vielfach zu realisieren und den Nachweis der Wirtschaftlichkeit sowie des sozialen und ökologischen Erfolgs zu erbringen. Seine Untersuchungen und Erkenntnisse zur Stadt- und Wohn(bau)frage hat Glück im Laufe der Jahrzehnte in zahlreichen kaum bekannten Texten niedergeschrieben und in dem (posthum veröffentlichten) Typoskript „Die Möglichkeit einer Grünen Stadt“ zusammengefasst. Ein kommentierter und illustrierter Auszug daraus führt im vorliegenden Buch in die Grundlagen der grünen Stadt ein. Allgemein verständlich, prägnant und pointiert stellt Glück die Fragen des Wohnbaus in einen breiten historischen und evolutionsgeschichtlichen Kontext und führt sie zurück auf essenzielle Bedürfnisse des Lebens. In Glücks Sprache erweist sich eine Fähigkeit, die auch seinem Wohnbauansatz innewohnt: Er schreibt für die große Zahl.

Im Beitrag „Die *Erfindung* des Terrassenwohnhauses“ beleuchten die Herausgeber die Entwicklung dieser neuen Typologie im 20. Jahrhundert, speziell den Kontext um 1968, der die Möglichkeit zur Realisierung des Modells bot. In einem Ausblick analysieren sie die Bedingungen für dieses ökosolare Modell im Wohnbau und stellen heutige Ansätze zu einer modifizierten Wiederaufnahme der verdichteten Terrassenstruktur vor.

Das Buch richtet sich an alle mit der Thematik Wohnen, Wohnbau und (grüne) Stadt Befassten.

Die Möglichkeit einer Grünen Stadt

Harry Glück

Wie alles begann

In den Jahrzehnten vor und nach dem Jahr 1800, das die Geschichtsschreibung als den Beginn des Industriezeitalters bezeichnet, setzten jene wissenschaftlichen und technologischen Entwicklungen ein, die, zumindest in Europa, zum Wachstum und der Entstehung der großen Städte führten. Im Jahr 2050 werden laut Bericht des Bevölkerungsfonds der Vereinten Nationen siebzig Prozent der Weltbevölkerung in Städten leben.

1765 erfand der Ingenieur James Watt die Dampfmaschine, 1798 der Arzt Edward Jenner die Pockenimpfung, 1840 der Chemiker Justus Liebig den Kunstdünger, der den Ertrag der Landwirtschaft vervielfachte, was die Theorien des Ökonomen Thomas R. Malthus, der 1798 vorausgesagt hatte, die Nahrungsmittelproduktion würde mit der Vermehrung der Weltbevölkerung nicht Schritt halten können, widerlegte. Es war, von Louis Pasteur bis Robert Koch und Paul Ehrlich, das Heldenzeitalter der Entdeckungen und Erfindungen. 1847 erkannte Ignaz Semmelweis die Ursache des Kindbettfiebers und 1866 baute Werner Siemens den ersten Elektromotor.

Die Ideale der Aufklärung, auf dem Wiener Kongress nur scheinbar zu Grabe getragen, führten zu jenem Paradigmenwechsel, der die hierarchischen Gesellschaftssysteme der vorangegangenen Jahrtausende beendete. Das 19. Jahrhundert brachte die Emanzipation des Bürgertums, im 20. entstand die demokratische Massengesellschaft.



Elektrische Bahn von Siemens & Halske, Gewerbeausstellung Berlin 1879, Foto einer Hochzeitsgesellschaft

Gleichzeitig ist unsere Kultur und Zivilisation, und zwar nicht nur die europäische, endgültig zur Stadtkultur und Stadtzivilisation geworden. Sie basiert auf arbeitsteiligen Prozessen, deren Verästelung so vielfältig geworden ist, dass nur das engste Nebeneinander einer sehr großen Zahl unterschiedlich befähigter und ausgebildeter Individuen in der Lage ist, dieses Zusammenwirken ohne unerträgliche Zeit- und Reibungsverluste zu ermöglichen. Dies gilt für Produktionsvorgänge ebenso wie für Lehre und Forschung, für Kunst und Rechtsprechung, für Politik, für die Sorge um Kranke, Alte und Benachteiligte. Auch die denkbare Weiterentwicklung der Telekommunikation wird das nicht grundsätzlich verändern.

Diese Stadtkultur kennzeichnet ein Gesellschaftssystem, das in einem in der Geschichte noch nie dagewesenen Ausmaß Gleichheit vor dem Gesetz, Chancengleichheit und Verringerung der Unterschiede zwischen oben und unten verwirklicht hat – und zwar in einem Zeitraum von wenigen Generationen. Es ist nicht die Beste aller möglichen Welten, wahrscheinlich noch nicht einmal eine gute Welt, aber, zumindest im Westen, die Beste aller bisherigen.

Da die Stadt bis auf Weiteres den menschlichen Lebensraum darstellt und darstellen wird, sollte dieser unseren Lebensbedürfnissen, den Lebensbedürfnissen einer erstmals in der Geschichte durchgehend demokratischen Gesellschaft, so gut wie möglich entsprechen. Ist das so?

Ohne Zweifel haben die – auch in der demokratischen Massengesellschaft – durch Besitz, Bildung und Macht Privilegierten in den

Städten adäquate Biotope gefunden, räumlich befriedigendes Wohnen an „guten“ – ein Begriff, der noch zu definieren sein wird – Standorten, sie üben Berufe aus, die gestaltendes Wirken zulassen oder erfordern, und genießen ebenso rekreative wie stimulierende Freizeit. Der großen Zahl der Angehörigen der demokratischen Massengesellschaft, den Menschen mit beschränkten Einkommen und Möglichkeiten, steht dies immer noch in weit geringerem Ausmaß zur Verfügung. In so geringem, dass es, dafür gibt es deutliche Indizien, offenbar unseren aus der Evolution her stammenden Bedürfnissen nicht genügt.

Diese Indizien sind zunächst einmal die Suburbanisation, jedenfalls deren zunehmendes Ausmaß, also die Stadtflucht ins Umland. Weiters die nahezu lemminghafte Freizeitflucht aus den Städten ins sogenannte Grüne und die Bedeutung, die vor allem für Dienstnehmer, also die Bezieher im Durchschnitt niedriger und mittlerer Einkommen, der Urlaub gewonnen hat. Dieser ist vielfach zum Mittelpunkt des Jahres geworden, ebenso wie das Auto über ein Transportvehikel hinaus zum mobilen Zweitwohnsitz geworden ist, der die Flucht aus der für die menschlichen Bedürfnisse offenbar nicht ausreichenden Stadtwelt ermöglicht. Dazu kommt, dass der Wohnungsmarkt, obwohl weit entfernt von gesättigt, sein Angebot keinesfalls mehr ohne Schwierigkeit umzusetzen vermag. Und schließlich, aber nicht weniger signifikant, deuten die Stimmenverluste der traditionellen Stadtparteien, vor allem im letzten Jahrzehnt, auf ein grundsätzliches Ungenügen der städtischen Lebensbedingungen hin – jedenfalls für breite Schichten der Bevölkerung.

Nun sind die Menschen mit niedrigen und mittleren Einkommen aber jene kompakte Majorität, deren große Zahl den entscheidenden Einfluss auf Leben und Wachstum der Städte ausübt. Diesen Einfluss verstärkt die in den letzten hundert Jahren dieser großen Zahl zugewachsene wirtschaftliche und politische Bedeutung, aus der noch nie dagewesene Anforderungen an die Logistik der Städte und die Nutzung der Bodenreserven entstanden sind. Mir ist keine Stadt bekannt, der es gelungen wäre, diese Prozesse, die tief in die ökonomischen, ökologischen und soziologischen Zusammenhänge eingreifen, erfolgreich einer vorausschauenden Gestaltung zu unterwerfen.

Es mag tatsächlich für einen auf jeweils nur wenige Jahre gewählten Politiker nicht verführerisch sein, Maßnahmen in Gang zu

setzen, die erst in längeren Zeiträumen wirksam werden. Aber Tatsache ist, dass, von diesem Beispiel abgesehen, auch noch keine Stadtplanung versucht hat, das Verhalten der Menschen auf deren ursprüngliche Bedürfnisse zurückzuführen – auf die Bedürfnisse von Lebewesen mit einer in Millionen Jahren der Evolution entstandenen Disposition für ein bestimmtes Biotop. Der Nachweis, dass diese Disposition allen Menschen gemeinsam ist, ungeachtet einer unendlichen Zahl von Variationen – wenn auch bei näherem Augenschein, nur mikroskopischen Unterschieden – und abgesehen höchstens von einer statistisch nicht relevanten Anzahl von Ausnahmen, ist von der Verhaltensforschung bereits vor Jahrzehnten geführt worden. Davon abgesehen müsste das Faktum jedem bewusst sein, der unvoreingenommen und ohne Überheblichkeit sich selbst und seine Umgebung beobachtet. Eigenartigerweise ist unser Selbstverständnis von der idealistischen Philosophie des 19. Jahrhunderts so sehr geprägt, dass wir uns für autarke, monadische Individuen halten – und nicht als Angehörige einer Spezies, die zwar unendlich vielfältig, aber trotzdem nahezu gleichartig ist – nämlich Menschen.

Unsere Herkunft bestimmt unser Sein

Wir haben im Lauf unserer Menschwerdung nicht nur ein immer größeres und leistungsfähigeres Gehirn erworben, sondern es sind auch andere Veränderungen, die uns von allen Tieren unterscheiden, eingetreten. Die Verhaltensforschung nennt diese Vorgänge Domestikation. Diese bewirkt, unter anderem, eine Abnahme der Intensität bestimmter angeborener Instinkte sowie ein Phänomen, das als „persistierende Neotenie“ (im Erwachsenenalter andauerndes Jugendverhalten, Anm.) bezeichnet wird.

Dass „Instinktsicherheit“ als positive Fähigkeit gilt, ist ein verräterisches Indiz unserer Herkunft. Tatsächlich ist aber der sich abschwächende Instinkt nur ein scheinbarer Verlust. In fast allen Tieren wirken die Instinkte so strikt, dass auf bestimmte Ereignisse der Außenwelt, die sogenannten Auslösereize, völlig automatisch, nahezu zwanghaft reagiert wird – und zwar in unveränderlich vorprogrammierter Weise. Dies hat, in der Natur, den Vorteil, rasch und ohne Nachdenken handeln zu können, und zwar in einem in Jahrtausenden erprobten und gemäß der Statistik des Überlebenskampfes in der überwältigenden Zahl der Fälle als richtig erwiesenen Ablauf. Diese

Instinktstärke und Sicherheit hat aber auch einen Nachteil: Sie hindert, Alternativen wahrzunehmen und zu suchen, die für Überleben und Entwicklung vorteilhafter sein könnten. Nun mögen diese Alternativen für die meisten Raubtiere keine besondere Rolle spielen. Für den Großteil der Fluchttiere wäre solches aber durchaus vorstellbar. Der Mensch war in seiner Frühzeit zweifellos in erster Linie auf die Flucht angewiesen oder auf Verstecke – es hat ziemlich lange gedauert, bis er sich selbst zum Raubtier entwickelt hat. Und auch dies konnte er erst, als er für sein bescheidenes Gebiss, seine nicht vorhandenen Krallen, seine geringe Körperstärke Ersatz in Form künstlicher Organe entwickelt hatte, also über Werkzeuge und Waffen verfügte. Es war aber erst die Befreiung von automatenhaft vorprogrammierten Handlungsabläufen, die jene innovativen geistigen Leistungen ermöglicht hat, die die Grundlage des Aufstiegs der Spezies Mensch waren. Allein die Aneignung des Feuers, das in allen Wildtieren Angst erweckt, wäre anders nicht möglich gewesen.

Hiezu existiert ein signifikantes Beispiel: der Wolf, Ur- und Wildform des Hundes, diesem bis heute so nahe verwandt, dass Paarung möglich ist, muss, in einigen Exemplaren, vor 10.000 oder mehr Jahren, eine Mutation erfahren haben, die es ermöglichte, dass diese sich dem Feuer hütenden Menschen anschlossen.

Mag sein, dass es Jungtiere waren. Denn in der Jugendphase ihres Lebens zeigen viele höhere Säugetiere, insbesondere diejenigen, die wir im weitesten Sinn als Raubtiere bezeichnen, eine bestimmte sehr bedeutsame Abweichung zu den vorprogrammierten Handlungsabläufen, die ihr erwachsenes Leben bestimmen: Sie spielen.

Auch hier ist der Vergleich Wolf/Hund aufschlussreich: Zieht man einen jungen Wolf und einen jungen Hund nebeneinander auf, so machen sich, bis zur Pubertät, keine Unterschiede des Verhaltens bemerkbar. Im Spiel üben sie jene Verhaltensmuster ein, deren Programm sie von der Evolution erhalten haben. Der Unterschied tritt erst mit der Geschlechtsreife zutage: Der Wolf ist fertig, er hört auf zu spielen, für den Rest seiner Tage gehorcht er seinen vorprogrammierten Verhaltensmustern, die ihn zwingen, auf bestimmte Auslöse-reize auf ebenso bestimmte Weise zu reagieren. Er lernt nur mehr durch Erfahrung, die auf ihn zukommt, die er aber nicht mehr sucht. Der Hund dagegen spielt lebenslänglich, jedenfalls bis zum Eintritt seines Greisenalters, das, beim Hund wie beim Menschen, häufig mit dem Ende jener geistigen Fähigkeit einhergeht, die uns nicht nur

spielen, sondern auch erfinden, entdecken, neue Wege suchen und gehen ermöglicht.

Die ewige Jugend

Die „persistierende Neotenie“, Andauern des der Jugendphase eigenen spielerischen Verhaltens, ermöglicht uns die lebenslängliche Nutzung und Weiterentwicklung der Grundkomponente des Spiels, nämlich der Fähigkeit zur Abstraktion. Der Stock, der Ball, das Wollknäuel, jedes bewegte tote Objekt wird zur Beute. Der Krieg findet nicht auf dem Schlachtfeld statt, sondern auf dem Spielfeld. Abstraktes Denken ist die Voraussetzung jeder höheren geistigen Leistung. Innovation erfordert das *Voraus-Denken* kausaler Ketten, um aus der gezielten Veränderung technischer, organisatorischer, physikalischer Bedingungen neue, bislang unbekannte Phänomene zu bewirken.

Kein erwachsener Wolf wird einem Ball nachlaufen, die meisten Hunde sehr wohl. Die Domestikation hat den Hund der Intensität vieler seiner Instinkte beraubt – ihm dafür aber ein Repertoire an Alternativen eröffnet, die sein Überleben als Art noch sichern werden, wenn es den Wolf schon lange nur mehr als Schaustück oder in Reservaten geben wird.

Die Domestikation hat im Menschen in gleicher Weise und noch weit darüber hinausgehend gewirkt. Die „persistierende Neotenie“, die uns von allen Wildtieren unterscheidet, hat uns ermöglicht, die Welt zu erobern. Sie hat uns gleichzeitig befähigt, zumindest einen Teil unserer auf Zerstörung gerichteten Instinkte durch Handlungskonzepte zu ersetzen, die wir als Moral und Ethik bezeichnen – und die zweifellos unserer Erhaltung als Art dienen. So ist die Domestikation die Voraussetzung der Fähigkeit und des Bedürfnisses, diese unsere Welt zu verändern, zum Besseren, wie wir meinen, im Großen und im Kleinen, und die Grenzen unserer Möglichkeiten zu erforschen.

Aber dieser Drang stößt, jedenfalls in unserer arbeitsteiligen Zivilisation, auf Grenzen: und zwar für jenen großen, größten Teil aller Menschen, die ihren Unterhalt in einem Routineberuf, sei es in einer Werkstätte, einer Fabrik oder an einem Schreibtisch, nachzugehen gezwungen sind, in dem eigenes, innovatives, explorierendes Handeln nicht nur unerwünscht, sondern sogar verboten oder ausgeschlossen

ist. Man sollte die Konsequenzen des daraus entstehenden psychischen Staus nicht unterschätzen. Es handelt sich um jene Kraft, die Amundsen auf den Nordpol trieb und Hannibal die Alpen überqueren ließ, die die Kathedralen, die großen Brücken und Eisenbahnen schuf und dem Menschen Flügel verlieh. Aber auch die Werke der Kunst, durch die der Mensch darzustellen sucht, was sein Verstand nicht zu erreichen vermag, unser Drang, zu erkennen, was hinter dem Schleier der Maja auf uns wartet, wird aus dieser Kraft gespeist. Sicher, es sind nur einzelne Individuen, in denen diese Kraft kulminiert. Doch es ist ein kollektives Erbe der Spezies.

Der Ernst des Lebens, den Erwachsene gelegentlich Jugendlichen androhen, bedeutet ja nichts anderes, als dass diese demnächst ihrem schweifenden Spiel- und Explorationstrieb würden entsagen müssen – handelte es sich dabei nicht um einen sehr starken, angeborenen Trieb, dann wäre der Zwang, ihn unterdrücken zu müssen, wohl keine Strafe.

Dieser permanente, „persistierende“ Wunsch, die Welt zu verbessern, ist ebenso die Triebfeder aller Revolutionen und gesellschaftlichen Umwälzungen, wie auch das Grundmuster dessen, was wir politisches Bewusstsein des Einzelnen nennen. Und hier berührt sich unsere Abstraktions- und Innovationsfähigkeit, unser Drang nach Exploration und Fortschritt mit einem weiteren Erbgut der Evolution.

Das soziale Verhalten

Das Wesen, das aus den tiefen Wäldern heraus in die grüne, sonnige, fruchtbare Baumsteppe trat, aus Gründen, die wir nicht kennen,¹ verzichtete damit auch auf den Schutz, den diese Wälder ihren ihnen angepassten Bewohnern boten. Es war daher eine Bedingung des Überlebens – und diese Bedingung hat sich bis heute nicht geändert –, dass nur Gruppen dieser Wesen sich behaupten und überleben konnten. Trotz zahlreicher Funde in der jüngsten Vergangenheit wissen wir sehr wenig über die Lebensweise unserer frühen Vorfahren, die immerhin mehrere Millionen Jahre auf der Erde lebten, sich vermehrten und ausbreiteten – über riesige Strecken hinweg, und über für uns nahezu unvorstellbare Zeiträume hinaus. Erst mit jener vergleichsweise kurz zurückliegenden Epoche, die wir Steinzeit nennen, können wir Vorstellungen verknüpfen. Diese werden immer konkreter, seitdem wir von Menschen wissen, die vor einigen wenigen

Jahrtausenden im Nahen Osten, für unsere Kenntnisse nahezu aus dem Nichts, Gemeinwesen schufen, die über Schrift, hierarchische Staatsordnungen, Kulte, Architektur, bildnerische und literarische Künste verfügten: vom technologischen Abstand abgesehen also fast alles, was moderne Kulturen und Zivilisationen kennzeichnet. Jede dieser Zivilisationen entstand aus dem organisierten Zusammenwirken großer Zahlen von Menschen – was kaum möglich gewesen wäre, wenn die Fähigkeit und Bereitschaft dazu, zum Miteinander, nicht von Anfang an vorhanden gewesen wäre.

Nun ist der Staat letztlich nichts anderes als die vergrößerte Horde, die ursprünglichste Form menschlicher Gemeinschaft. Schon diese setzt Normen des Verhaltens, fordert Teilnahme aller an den zum gemeinsamen Überleben notwendigen Leistungen und bietet dafür Schutz. Solche sozialen Normen, das Selbstverständnis gemeinsamen Handelns, und dafür der Schutz aller für das einzelne Individuum kennen wir auch bei Rudeltieren. Man kann daher davon ausgehen, dass diese soziale Konditionierung, das Schutzsuchen und Agieren in der Gemeinschaft, ein sehr altes Erbgut darstellt, älter als die Menschwerdung selbst.

Auch die Stärke dieses Bedürfnisses zum sozialen Eingebundensein in eine überschaubare, vertraute Gemeinschaft sollte nicht unterschätzt werden. Wir strafen mit Einzelhaft. Durch Jahrhunderte war Verbannung die schwerste Sanktion nach dem Tod. Einzelgänger, Eigenbrötler, Vereinsamung sind auch heute negativ besetzte Begriffe.

Was wir noch geerbt haben und die Macht der Triebe

Außer diesen drei dominierenden Erbgütern der Evolution: dem Bedürfnis nach dem psychischen Appell der Natur, der Fähigkeit, nahezu der Lust an abstrakten planerischen Denkvorgängen, dem Antrieb zur Weltverbesserung und Welteroberung, und dem Verlangen nach dem Schutz und der Geborgenheit der Gruppe, kennt, fühlt und erlebt jeder von uns noch viele Verhaltensmuster, Vorlieben und Antriebe, die allesamt Erbstücke der Evolution sind: die Empfindung, die offenes Feuer und warmes Licht hervorrufen, unsere Affinität zu klarem, fließenden, trinkbaren – oder so erscheinenden – Wasser, die Befriedigung und Sicherheit, die freie und weite Aussicht verleiht, die Freude am gemeinsamen Essen und das Bedürfnis, die Mahlzeit mit

vertrauten Menschen zu teilen, die Einladung zum Essen als Geste der Freundschaft, Blumen als Gastgeschenke, aber auch das Bedürfnis, unsere Physis auszuleben und Herausforderungen zu bestehen. Dazu kommt die große Zahl von Ritualen der Mimik und der Körpersprache, deren wir uns kaum bewusst sind, die wir mit vielen höheren Tieren teilen, sodass – neben anderen Beweisen – kein Zweifel daran bestehen kann, dass es sich um angeborene Programme, Ergebnisse der Evolution, handelt. All dies, vieles davon bereits von Darwin vermutet, ist heute gesicherte Erkenntnis der Verhaltensforschung, es sind anthropologische Konstanten.

Die Humanwissenschaften, insbesondere die Humanbiologie, lehren uns aber noch einiges anderes: Fast all diese Kräfte und Triebe sind angeboren, nicht angelernt, abgeschaut oder eingeübt, sondern, jedenfalls in ihrer Hauptrichtung und Intensität, von Anfang an vorhanden, sodass sich ihre Auswirkungen in allen Kulturen und Zivilisationen zeigen, in nur von den Randbedingungen und dem Stand der Technologie differenzierten Variationen. Sie zeigen sich besonders deutlich in den Formen des Wohnens und der Lebensführung – jedenfalls soweit es sich um das Wohnen und die Lebensführung jeweils jener Individuen handelt, die durch Besitz und oder Macht in der Lage sind oder waren, ihre Wünsche und Vorstellungen in ihrer Zeit und ihrer Gesellschaft ohne Einschränkungen und Kompromisse umzusetzen und auszuleben.

Die große Zahl der Menschen hatte im Lauf der Jahrtausende, deren Geschichte uns bekannt ist, genug damit zu tun, zu überleben und ihre physische Existenz zu erhalten – das Wie hing mehr vom Schicksal als vom Wirken des Einzelnen ab.

Es war erst die gesellschaftliche und politische Emanzipation der großen Zahl, die gesellschaftliche Entwicklung der letzten hundert Jahre, die zumindest in der westlichen Welt auch die große Zahl der Menschen in die Lage versetzte, sich ihrer aus der Evolution stammenden Antriebe bewusst zu werden und Ansprüche auf deren Erfüllung anzumelden.

In der Nichtzurkenntnisnahme dieser Emanzipation der großen Zahl, dem revolutionärsten Ereignis der letzten Jahrhunderte und vielleicht unserer gesamten bisherigen Geschichte, bedeutsamer noch als die technologische Entwicklung, wenn auch mit dieser nicht zufällig nahezu synchron, liegt die entscheidende Ursache für die Probleme, um nicht zu sagen, das Versagen eines Wohn- und

Städtebaus, der hartnäckig an den Vorstellungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts festhielt, der letzten Epoche vor dem endgültigen Übergang der hierarchischen Herrschaftssysteme zur Massendemokratie.

Die präzise Übereinstimmung der Lebensweisen und Wohnformen der Reichen und Mächtigen aller Zeiten, die ihre Triebe und Wünsche ohne Einschränkungen umsetzen und ausleben konnten, ist ein kaum zu widerlegendes Indiz für die Intensität, Konstanz und Kongruenz unseres evolutionären Erbes, das sich quer durch alle Kulturen und die für uns überschaubaren Jahrtausende manifestiert. Die Lebensweise eines römischen Patriziers glich durchaus der eines chinesischen Mandarins – obwohl beide kaum etwas voneinander wussten oder erfahren hatten. Es ist daher nicht einzusehen, dass der gemeine, der kleine Mann, andere Wünsche und Bedürfnisse haben sollte – aber keinen Anspruch auf deren Befriedigung. Es geht dabei nicht nur um Gerechtigkeit. Evolutionär entstandene Antriebe, Instinkte und Verhaltensmuster werden zwanghaft ausgelebt, sobald das materielle Umfeld und die gesellschaftliche Entwicklung dies ermöglichen. Vom erwähnten kleinen Mann nicht so großzügig und direkt wie von der Nomenklatura dieser Welt, sondern vielfach durch Substitute, deren Konsequenzen aber, infolge der großen Zahl, die sie verursacht, für unsere ökologischen Ressourcen in noch viel größerem Ausmaß verschwenderisch, ja zerstörerisch sein können und sind.

Uns erscheint daher auch ganz selbstverständlich, dass, wer kann, so lebt, nämlich umgeben von grünender und blühender Natur, im Kreis von Freunden und Verwandten, möglichst mit weitem Blick ins Land, möglichst am Wasser, oder jedenfalls an künstlichen Teichen, Flüssen und Brunnen, und einen Beruf oder Tätigkeiten ausübt, die in irgendeiner Form planen, gestalten, entdecken und erobern beinhalten. Unsere Denk- und Gefühlsströme wurden von der Evolution tatsächlich in einem sehr engen Flussbett angelegt.

Unsere An-Triebe, Bedürfnisse und Wünsche, in Jahrmillionen programmiert, entstehen in uns, endogen. Erreichen sie eine gewisse Intensität – einfachste Beispiele sind der Hunger, der Sexualtrieb oder das Bedürfnis nach Bewegung und „frischer Luft“ – bedürfen sie eines adäquaten Auslösereizes oder jedenfalls der Möglichkeit, sie auszuleben. Fehlt beides, kommt es zu einem – auf für uns noch unvorstellbar komplizierte Weise chemo-elektrisch bewirkten – Triebstau, dessen Energie wohl nur im Ausnahmefall zu einer Sublimie-

rung ins Geistige oder Künstlerische führt, im Regelfall jedoch überspringt in eine von zwei Richtungen: in Resignation oder Aggression, beides schädlich, das eine unmittelbar, das andere in seinen längerfristigen Auswirkungen, wobei auch gegenseitige Verstärkung oder Vermischung eintreten können. Dabei mag die primitive, randalierende und vandalisierende Aggression unter Umständen noch weniger gefährlich sein als die aus dumpfer Resignation erwachsende Frustration, die oft genug am Anfang extremer, anarchischer und gesellschaftsfeindlicher politischer Haltungen und Handlungen steht.

Veränderte Gesellschaft und nicht veränderte Stadt

Rufen wir uns ins Gedächtnis: Die Auswirkung der großen Zahl für die Entwicklung der Städte, unserer Kultur und Zivilisation und unseres Verhältnisses zur Umwelt resultiert sowohl aus dem Moment der Masse an sich, genauso aber aus deren gewandelter Qualität im 20. Jahrhundert. Diese ist das Ergebnis der gesellschaftlichen Veränderungen, die auf die Gedanken und Thesen der Aufklärung zurückgehen. Dabei sollte man nicht vergessen, dass eine der Denkschulen, deren Einfluss zur französischen Revolution führte, nicht zufällig „Zurück zur Natur“ predigte – ein Aufruf, mit dem sogar viele der späteren Opfer dieser Revolution kokettierten. Die Thesen der Aufklärung stellten erstmals die jahrtausendealten hierarchischen Systeme infrage, sie wurden im Laufe des 19. Jahrhunderts Allgemeingut und brachten mit dem Ende des Ersten Weltkriegs die alte Welt zum Einsturz. Seither ist die demokratische Massengesellschaft bis auf Weiteres die irreversible gesellschaftliche Realität und gleichzeitig die Grundlage unseres, gemessen an allem, was es jemals gab, unvergleichlich erfolgreichen Wirtschaftssystems. Mit dieser Entwicklung einher ging, und alles andere wäre ebenso inhuman wie verhängnisvoll für dieses Wirtschaftssystem, der ebenfalls erstmals in der Geschichte von der großen Masse der Unteren erhobene Anspruch, an den Lebensbedingungen der Oberen teilzuhaben, d.h. dem phylogenetischen Erbe der Spezies entsprechend zu leben und daher auch zu wohnen. Dabei muss klar sein, dass die Qualität des als Komplex aus Umwelt und Heimstätte zu sehenden Wohnens durch Substitute wie Konsum, Mobilität, Reisen und Urlaub nicht ersetzt werden kann – allenfalls in kurzen Lebensphasen, wie der beruflichen Entwicklung oder der Partnersuche.



„Wanderer am Weltenrand“, Holzstich
aus dem Buch *L'atmosphère* von
Camille Flammarion, Paris 1888

Die Umwandlung der Gesellschaft erfolgte, erinnern wir uns, in zwei Schüben: zunächst, im 19. Jahrhundert, als Emanzipation des Bürgertums, die zu dessen Teilnahme an der Macht und später zu deren Übernahme führte. Dies bedeutete immer noch eine hierarchische und repressive Gesellschaft, wenn auch mit verbreiteter Oberschicht. Es war gleichzeitig die Epoche des explosiven Wachstums der europäischen Städte – die erneut nach den Interessen und Vorstellungen einer zwar veränderten, doch immer noch hierarchischen Gesellschaft entstanden. Anders zwar als die monarchischen und autokratischen Modelle früherer Jahrhunderte, aber wiederum auf eine Gesellschaftsordnung ausgerichtet, die auf einer Trennung von oben und unten beruhte.

Die Industrialisierung bot den zweiten Söhnen und unverheirateten Töchtern der Landbevölkerung eine Existenzalternative. Wie diese beschaffen war, ist bekannt. Dessen ungeachtet entstand damit eine neue, immer größer werdende Schicht der Bevölkerung.

Das 20. Jahrhundert brachte schließlich die Emanzipation der großen Zahl und damit die Legitimation für alle, Lebensansprüche nach dem Gesetz und den Programmen der Evolution zu stellen. Gleichzeitig wurden die Forderungen der Aufklärung zu zumindest theoretisch nicht mehr infrage gestellten gesellschaftspolitischen Prinzipien der westlichen Welt.

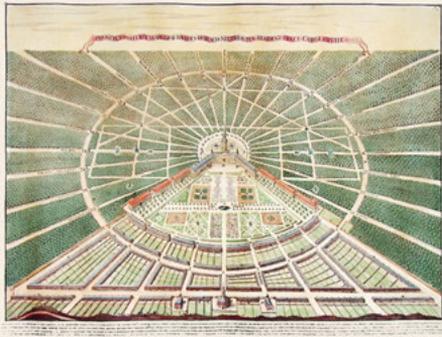
Gestalt und Konzept unserer Städte gehen aber immer noch auf das 19. Jahrhundert zurück und wurden vor allem in den letzten Jahrzehnten, seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs, aus Gründen,

Jean-Jacques Rousseau, Philosoph, Naturforscher und Pädagoge der Aufklärung in seinem Garten in Ermenonville im Juni 1778, kolorierte Radierung nach einem Porträt von Georges-Frédéric Mayer, 1778



die noch erörtert werden sollen, aus dem Geist eben dieses 19. Jahrhunderts, und zwar insbesondere dessen zweiter Hälfte, weitergebaut. Sie bieten wenig bis nichts, um den Bedürfnissen der großen Zahl der Menschen mit niedrigen und mittleren Einkommen zu genügen, das heißt, Wohn- und Umweltsituationen zu bieten, die unserem evolutionären Triebkomplex entsprechen. Da die große Zahl der auch in der demokratischen Massengesellschaft wenn nicht unter- so doch weniger Privilegierten sich die begehrten Biotope nicht selbst schaffen kann, und über die langsamen demokratischen Mechanismen nur zu diffuser Artikulation fähig ist, werden Ventile gesucht: in der Freizeitflucht, der Aussiedlung ins Umland, im sich zum Lebensmittelpunkt wandelnden Zweitwohnsitz, in Fernreisen, in der Überschätzung des zum Fluchtvehikel und mobilen Zweitwohnsitz werdenden Autos, im Fernsehschirm als Ersatz für den vom allzu nahen Gegenüber verstellten Horizont. Die ökologische, ökonomische, soziologische und logistische Fragwürdigkeit dieser Substitute muss nicht argumentiert werden.

Die Fakten sind evident. Sie führen zum Schluss, dass die zum Umbau der Städte des 19. Jahrhundert in Biotope für die demokratische Massengesellschaft des 20. Jahrhunderts Berufenen und Beauftragten, also die Architekten und Stadtplaner, die Soziologen, die Wohnbau- und Stadtpolitiker, ihre Aufgabe nicht gelöst, sie größtenteils gar nicht erkannt haben – offenbar weil sie die veränderte Qualität der Gesellschaft nicht erkennen wollten. Städtebau – und Architektur – dienten immer den Herrschenden, folgten Jahr-



Karlsruher Stadtansicht, Kupferstich von Heinrich Schwarz, 1721

tausende hindurch einem klaren Auftrag: Macht zu sichern, zum Teil durch deren bloße Darstellung – Bauen als Imponiergehabe und Drohstarren. Mit der Aufklärung und der Französischen Revolution begann dieser Zusammenhang seine Eindeutigkeit zu verlieren. Die Profession der Architekten suchte ein neues Selbstverständnis – und fand es in der 1817 gegründeten Ecole des Beaux Arts, die pompöse und theatrale Ästhetik zum Selbstzweck erklärte – die Plattitüde „Architektur ist Architektur ist Architektur“ wurde ihrem Un-Sinne nach damals erfunden. So kam es, dass seither, in zwei Jahrhunderten der gesellschaftlichen Umwälzung und dem damit verbundenen Wandel fast aller Positionen, kaum aufgefallen ist, dass Architektur und insbesondere der Städtebau ungeachtet ihrer künstlerischen und technologischen Aspekte immer noch und vor allem gesellschaftliche Phänomene sind – und zwar, in einer grundsätzlich veränderten, nämlich nicht mehr hierarchischen Gesellschaft. Phänomene einer völlig neuen Art.

Für die meisten Planungsexperten und -politiker besteht Urbanität, also städtisches Leben, in einer Kombination kultureller und gastronomischer Schauplätze mit einer gehobenen Einkaufsszene. Für die große Zahl geht es jedoch, zunächst jedenfalls, um nicht mehr als um ungestörte Nachtruhe in einer durchgrünten Umwelt, um Lebensraum für Kinder und Alte, nachbarschaftliche Geselligkeit und erholsames Körpererlebnis im Wohnbereich, um Identifikation in einem von Verkehr und Emissionen freien, Elemente der Natur einschließenden Quartier.

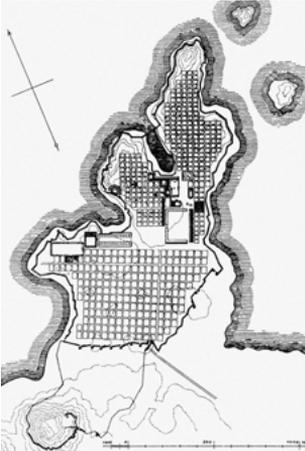
Es sei erinnert: Die drückende materielle und Wohnungsnot der Nachkriegszeit und der Jahrzehnte des Wiederaufbaus sind vorüber. Neue Generationen sind herangewachsen, die die – im Vergleich – Enge und Rückständigkeit der 1930er- und 1940er-Jahre nicht kennen, sondern eine offene, freie, große Welt. Diese jemals erleben zu können, kam der älteren Generation noch gar nicht in den Sinn. Die jüngere stellt diesen Anspruch – zu Recht, in einer trotz allem Fortschrittspessimismus ständig reicher werdenden Welt. Bloß: Der Reichtum geht in den Konsum, die Städte bleiben, wie sie waren. Ihre Lebensqualität wird zunehmend schlechter, weil eine Entwicklung vor sich geht, die ihren Erbauern noch unvorstellbar war.

Es ist ein Lieblingsthema der Zivilisationskritik, dass wir unsere Möglichkeiten an Güter des Konsums verschwenden und nicht in Lebensqualität umsetzen. Aber die kurzlebigen Güter des überflüssigen Konsums lassen sich an jeder Ecke kaufen. Die Voraussetzungen einer lebenswerten Umwelt kann sich der Einzelne nur selten selber schaffen. Ein Teil solchen Konsums ist daher die Kompensation dieser Unmöglichkeit.

Darin und in nichts anderem liegen die entscheidenden Gründe für die dramatischen Ausmaße der Suburbanisation in den letzten Jahrzehnten, der Freizeitflucht in die Staus und leeren Kilometer der Wochenenden. Aber daraus resultieren gleichzeitig Zerstörung der stadtnahen Natur, eine ungeheure, unproduktive Verschwendung von Mitteln, eine Unzahl bedenklichster ökologischer Folgen, und über die materielle Verschwendung hinaus, verlorene Lebenszeit des Individuums – wobei das individuelle Ziel zumeist gar nicht erreicht wird. Ebenso gleichzeitig reduziert diese Entwicklung jene Qualität der Stadt, die wir Urbanität nennen, was immer der Einzelne darunter verstehen mag.

Die Flucht aus der Anonymität

Eine der stereotypen Klagen über die Lebenssituation in den Städten ist ihre Anonymität, das beziehungslose Nebeneinander von Tausenden, ja Millionen Menschen. Wir wissen aus der Verhaltensforschung, dass jeder Fremde, den wir nicht schrittweise kennenzulernen vermögen, und dessen Absichten wir daher nicht sicher zu sein vermögen, einen Stressfaktor darstellt. Nun war das Unbekannte, ob Mensch, Tier oder Naturgewalt, in allen Epochen unserer



Stadtplan von Milet beruhend auf dem Rastersystem des Hippodamus von Milet, 5. Jh. vor Chr. (Rekonstruktion)

Stadtplan von San Francisco, 1852

Geschichte ein Stressfaktor – den der Mensch umso eher ertrug, als er sich des Rückhalts und des Schutzes der Gruppe, der er angehörte, gewiss sein konnte.

Diese Suche nach Rückhalt in einer Gruppe oder Gemeinschaft ist, neben dem Bedürfnis nach Naturkontakt und der Erwartung, Möglichkeiten der Eigeninitiative zu finden, ein weiteres Hauptmotiv für das städtebauliche oder, richtiger, stadtpolitische Phänomen der Suburbanisation. Man sollte die Ausmaße der Furcht vor der Anonymität, vor dem Allein-Sein in einer fremden Welt nicht unterschätzen. Ersetzt man die „fremde Welt“ durch den oder die „Fremden“, dann wird erkennbar, gerade aus der Geschichte des letzten Jahrhunderts, welche Dimensionen aus diesem archaischen Erbe zu entstehen vermögen.

Dabei gleicht die Anonymität der wuchernden Stadtrandsiedlungen durchaus jener von Wohnbauten, die monofunktional dem „Wohnen“ im engsten Sinne dienen: Schlaf- und Kochstelle und Aufbewahrungsort der persönlichen Habe, mit der Welt nur verbunden durch das Fernseekabel. Trotzdem ist das Siedlungshaus der Wunschtraum Tausender, da es zumindest in Ansätzen einiges von dem bietet oder zu bieten scheint, wofür wir konditioniert sind: Ein handtuchgroßes Stück Erde, ein paar Obstbäume, die Möglichkeit, etwas „nach eigenen Vorstellungen“ zu gestalten, und so Erinnerungen und Erwartungen wachzurufen an ein naturnahes Leben in jener überschaubaren dörflichen Gemeinschaft, in der jeder jeden kannte und zu Hilfe kam, wo Kirche, Kaufmann und Gasthaus,



früher wohl auch der Dorfbrunnen, „bandstiftende Situationen“ in der Sprache der Verhaltensforschung darstellten. Dass davon im Siedlungsbrei rund um unsere Großstädte vielleicht nur der Streit über den Zaun überbleibt, stellt sich erst später heraus.

Stadtplanung und Wohnen seit der Antike

Auch die Grundmauern jener Städte, die Tausende Jahre vor unserer Zeitrechnung bestanden haben, folgten einem Plan. Namentlich bekannt wurde für uns jener Hippodamus, der die Rasterstadt Milet entwarf, deren Schema seit über zweitausend Jahren immer wieder angewendet wird. Es ist das Grundmuster vieler schnell entstandener Städte der neuen Welt. Es ist ein übersichtliches Ordnungssystem, das einfachste Orientierung und klare Besitzverhältnisse ermöglicht, wie z.B. in Manhattan, dem Zentralbereich von New York. Ebenso bewährte es sich bei der spekulativen Parzellierung der dörflichen Vorstädte und des unbebauten Umfelds der mitteleuropäischen Städte im Übergang des Biedermeier zur Gründerzeit in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, zur Befriedigung einer großen Zahl von, man würde heute sagen, Kleinanlegern, die in Immobilien investieren und „Hausherren“ werden wollten. Eigenartigerweise greift heute ein großer Teil aktueller Entwürfe für Neubaugebiete auf ähnliche Figuren zurück.

Parallel zu dieser einfachsten Vermarktung ermöglichenden orthogonalen Parzellierung städtischen Grunds regte sich der Wunsch,



Berliner Mietkasernen um 1900,
aus: Berlin in Bildern, hrsg. v. Adolf
Behne, Verlag Dr. Hans Epstein, Wien
und Leipzig, 1929

den psychischen Appell der Natur nicht zu verlieren. Durch das Entstehen neuer Städte über Nacht und ohne historische Stadtkerne, ohne andere als topografische Vorbedingungen, aber auch infolge der Tradition vor allem in England entwickelter Ideen wurde *landscaping*, Landschaftsgestaltung, zum wichtigen Bestandteil vieler stadtplanerischer Überlegungen in der neuen Welt. Die frühkapitalistische Maximalnutzung von Grundstücken wurde durch „Grüne Lungen“ gemildert, wie sie der Central Park in New York oder die Folge aneinandergereihter Parks in Boston darstellen, beides Projekte des Frederik Law Olmsted, eines einflussreichen Planers dieser Epoche. Bis heute sind in diesen und anderen Städten die an die von ihm und seinen Nachfolgern geplanten Parks grenzenden Quartiere die jeweils besten und teuersten Wohnadressen, die den wirtschaftlichen und „gesellschaftlichen“ Eliten vorbehalten blieben. Das Wohnen der unteren Schichten, wenn diese auch die große Zahl darstellten, war kein Anliegen.

Was wir aus dem 19. Jahrhundert als stadtgestaltende Maßnahmen kennen, die Boulevards des Haussman'schen Paris oder die Wiener Ringstraße, erfolgte nach keinem Idealplan, sondern als Konsequenz der auf allen Gebieten vor sich gegangenen Veränderung der gesellschaftlichen Struktur – nicht zuletzt auch der militärischen Technologien. Die Stadt des bis dahin dominierenden Feudalismus wich der Selbstdarstellung eines wirtschaftlich und politisch erfolgreichen Bürgertums. Es war der Übergang zu einer zwar immer noch hierarchischen, aber nunmehr auch von Besitzenden bestimmten

Innenhof einer Mietskaserne,
aus: Die Wohnung für das Existenz-
minimum, hrsg. v. Städtischen Hoch-
bauamt Frankfurt am Main und
den Internationalen Kongressen für
Neues Bauen, Frankfurt am Main,
1930



Gesellschaft, die auf den neuen Prachtstraßen oder in Villenvierteln lebten, Landhäuser besaßen, und Urlaube am Meer, in Berghotels und Kurorten verbrachten.

Im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert war aber nicht nur der unternehmende Bürger zur Teilnahme an der Macht aufgestiegen, sondern auch der sammelnde, forschende und katalogisierende Professor, und mit ihm die Schichte der „Gebildeten“. Der Bildungsbürger erfreute sich am Historismus als unterhaltsame Illustration der um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert von Johann Joachim Winckelmann „erfundenen“ Wissenschaft der Kunstgeschichte. Gleichzeitig bedeutete die willkürliche Verfügung über den Formenschatz der Vergangenheit eine gewissermaßen kannibalische Aneignung deren kultureller Substanz.

In dieser Epoche waren die Städte immer noch verhältnismäßig klein, ihre Anlage oder ihr Umbau auch mit damaliger Technologie, mithilfe eines heute fast unglaublichen Einsatzes menschlicher Arbeitskraft, in überschaubaren Zeiträumen möglich. Heute sind die Städte in Dimensionen gewachsen, die den Umbau, auch den in eine Grüne Stadt, nur in punktuellen Projekten, schrittweise, mittel- bis langfristig erlauben – vorausgesetzt, dass grundsätzlicher politischer Wille besteht, die Natur in die Stadt zurückzuholen und damit die Menschen in den Städten zu halten.

Als Wirkung der Aufklärung waren die Ideen der sogenannten Utopischen Sozialisten, parallel und zum Teil in Konkurrenz zu Friedrich Engels und Karl Marx, entstanden, die für das Wohnen



Jean-Baptiste André Godin, Unternehmer und utopischer Sozialist plante Mitte des 19. Jahrhunderts für die Arbeiter seiner Fabrik die Familistère in Guise, Frankreich. Sie gilt als erster sozialer Wohnbau. Innenhof im zentralen Flügel der Anlage, Anonyme Fotografie, 1890.

der unteren Schichten, im Besonderen der sich damals bildenden Industriearbeiterschaft, Projekte entwickelten, die in ihrer äußeren Gestalt ironischerweise den Palästen des Hochbarock entsprachen – sei es, dass die Faszination der Monarchie eine andere Bauform gar nicht vorstellbar erscheinen ließ, sei es, dass sich darin auch politischer Anspruch ausdrückte. In ihrem Inneren wiesen sie jedoch ein geradezu idealkommunistisches multifunktionales Konzept auf. Zweifellos wurde erkannt, dass das elende Leben dieser frühen Industriearbeiter und ihrer Familien nicht nur materieller Verbesserung bedurfte, sondern vor allem der Entwicklungsmöglichkeit des Individuums. Es sollte daher in diesen, von Charles Fourier „Phalanstère“ genannten Anlagen auch Schulen, Kindergärten, Säle für Feste, Tanz und Musik geben. Fouriers Phalanstère wurden nie gebaut – erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts fand sich in Jean-Baptiste Godin ein philanthropischer Fabrikbesitzer, der in seinem „Familistère“ – in Guise sur Oise – Fouriers Gedanken aufgriff und umsetzte – offenbar so pragmatisch und erfolgreich, dass sie bis 1968 (!) noch ihrem ursprünglichen Zweck dienten.

Beide Konzepte entsprachen mehr oder weniger dem einiger ebenfalls im 19. Jahrhundert entstandener Werksiedlungen, mit dem Unterschied, dass Fouriers Phalanstère und Godins Familistère eher das waren, was wir heute als Wohnblock, vielleicht sogar als Superblock bezeichnen würden. Tatsächlich hatte schon zum Anfang des Jahrhunderts, 1824, ein philanthropischer – und kluger – Textilunternehmer, Robert Owen, in Schottland „New Lanark“ gegründet.

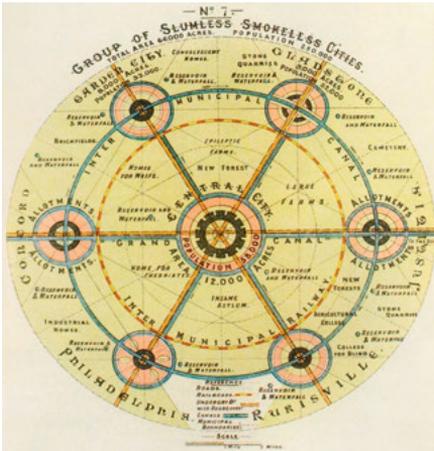
Arbeiterkolonie Westend in Essen,
erste Arbeitersiedlung der Firma
Krupp, ab 1863, Foto um 1870



Die Arbeiter erhielten dort, gemessen an jener Zeit, gute Wohnungen für ihre Familien, und der Fabrikherr sorgte außerdem für Schulen, Kinderkrippen, Festsaal, Spielplätze und Kirche. Owens Konkurrenten spotteten, bis sie sahen, dass dieser durch höhere Produktivität auch höhere Gewinne machte. Owen versuchte, seine Ideen später in die neue Welt zu übertragen, was scheiterte: Anscheinend waren die mit ihm über den Atlantik Ausgewanderten nicht Industriearbeiter, die besseres Leben mit höherer Leistung erwiderten, sondern was wir heute als „Alternative“ bezeichnen würden, die Diskussionen der Handarbeit vorzogen.

Der Grundgedanke aber war in die Welt gesetzt. 1845 beschrieb Benjamin Disraeli, später Premierminister der englischen Königin Victoria, in einer Novelle einen Unternehmer als Philanthropen, der für die Arbeiter seiner Fabrik ein Dorf baute mit allem, was liberales Denken – für damalige Begriffe kühn und fortschrittlich – für die Lebens-, aber auch Bildungs- und Entwicklungsmöglichkeiten der Arbeiterschaft sich vorstellen konnte: also außer mit frischem Quellwasser ver- und durch ein geschlossenes Kanalsystem entsorgten kleinen Häuschen und Wohnungen, Schulen, Kinderkrippen, Badeanstalt, Spital und Gemeinschaftseinrichtungen, bis zum Tanz- und Theatersaal. Dieser Roman beeindruckte einen jungen Industriellen, Titus Salt, derart, dass dieser 1851 tatsächlich eine solche Anlage errichtete, „Saltaire“.

Andere Industrielle folgten, so auch Alfred Krupp in Deutschland, die – vielfach – weniger idealistisch waren, und eher an die an das



Ebenezer Howard, Diagramm der Gartenstadt in ihrer Umgebung, publiziert in „Garden Cities of To-morrow“, Swan Sonnenschein & Co., London, 1902

Haus geknüpfte Verfügbarkeit über den qualifizierten Werkmeister dachten.

Für benötigte Spezialisten hatte es übrigens schon in der Zeit des Merkantilismus Ähnliches gegeben, wie z. B. die „Nadelburg“ Maria Theresias bei Wiener Neustadt, wo eine Nadelfabrik mithilfe aus dem Ausland geholter und dort angesiedelter Facharbeiter errichtet wurde.

Diesen Unternehmern kann aufgeklärte humanitäre Gesinnung nicht abgesprochen werden. Aber wenn diese Werksiedlungen auch zweifellos einen Fortschritt für die dort lebenden Industriearbeiter bedeuteten, jedenfalls im Vergleich zu den in die großstädtischen Mietskasernen gepferchten Menschen, es war natürlich ein Geschäft zum beiderseitigen Nutzen: Denn wer über das Haus verfügte, verfügte auch über den Mann. Wer entlassen wurde, ging dieser vergleichsweise menschenwürdigen Wohn- und Lebensmöglichkeit verlustig. Es war eine Wohltat, kein Recht.

Eine der wichtigsten Ideen war, schon zum Ende des 19. Jahrhunderts, die „Garden City“ des Parlamentsstenografen (!) Ebenezer Howard. London hatte sich durch das Überwiegen reihenhausartiger Wohnbebauung ungeheuer ausgedehnt. Das späterhin sehr dicht ausgebaute Netz der Subway war erst im Entstehen. Als Lösung für die dadurch entstandenen Probleme schlug Ebenezer Howard einen Gürtel von autarken Entlastungstädten vor – den Terminus gab es damals allerdings noch nicht –, die untereinander durch eine Ringlinie und mit der Metropole durch Radialen verbunden waren. Jede Einheit sollte aus Arbeitsstätten, einem Wohngebiet und einem landwirt-

Otto Wagner, Idealplan für einen
22. Wiener Gemeindebezirk, 1911,
Modell in der Otto-Wagner-
Ausstellung im Wien Museum, 2018



schaftlichen Grüngürtel bestehen, der zur Versorgung der dort Wohnenden diente. Howard entwickelte auch Finanzierungspläne und es gelang ihm tatsächlich, drei solcher „Garden Cities“ ins Leben zu rufen. Er ging allerdings von einem Fortbestand des gesellschaftlichen Status seiner Zeit aus – er berücksichtigte nicht das entstehende und sich verstärkende Bedürfnis nach freier und von individuellen Interessen bestimmter Wahl des Arbeitsplatzes. Dadurch überlebte sich sein Konzept ziemlich rasch. Wenn man will, lebt es in den nach dem Krieg entstandenen – nun so genannten – Entlastungsstädten, „Satelliten“, „Trabanten“ und „New towns“ in Skandinavien oder England fort. Auch die nach dem Krieg entstandenen „Entwicklungsachsen“, also verdichtetes Bauen entlang leistungsfähiger Massenverkehrsbänder, ließen sich mit Howards Überlegungen in Verbindung bringen.

Im deutschen Sprachraum entstand aus der wörtlichen Übersetzung der „Garden City“ die „Gartenstadtbewegung“: Die Mischung aus Schrebergartenkolonien, verdichtetem Flachbau und Einfamilienhaussiedlungen war eine romantisch-kleinbürgerliche Idylle, die allerdings an wichtige Teile unseres evolutionären Erbes appellierte.²

Natürlich gab es auch Stadtentwürfe zur Erweiterung großer Städte wie der Plan Otto Wagners für ein Wien links der Donau. Diese stehen jedoch völlig in der Tradition der Rasterstadt der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, und gehen von einer Gesellschaft aus, die unveränderlich im Zustand der Entstehung des Plans, 1910, verharrt.



Bernhard Hermkes, Wohnheim
für berufstätige Frauen
im Neuen Frankfurt, 1931,
Foto 2013

Die frühen Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts brachten, nicht zuletzt durch die Millionen prägende Erfahrung des Krieges, die ersten Regungen der Emanzipation der Unterschichten. Der soziale Wohnbau der Jahre nach dem Ersten Weltkrieg in den Niederlanden,³ Deutschland⁴ und in seiner grundsätzlichen Ausprägung in Wien entstand aus tiefer humanitärer Gesinnung. Es waren Vorläufer eines neuen Wohnbaus und damit einer neuen Stadt.

Die Vorschläge Le Corbusiers für einen Umbau der alten Quartiere der Stadt Paris in eine Stadt von Wohnhochhäusern über kreuzförmigen Grundrissen, getrennt durch riesige Grünflächen (Plan Voisin, 1925, Anm.), sind vergleichsweise von großer Radikalität. Sie mögen Le Corbusier, der den nicht viel weniger radikalen Stadtumbau Hausmans vor Augen hatte, realistisch erschienen sein – schließlich waren sie rational und modern, und technisch nicht einmal allzu utopisch.

Le Corbusier stellte schon 1922 im Salon d'Automne in Paris eine übereinander zu setzende zweigeschossige Maisonette vor, was er „Immeuble villa“ nannte. Ich habe, bewusst oder unbewusst, meine ersten Terrassenbauten ähnlich als „Gestapelte Einfamilienhäuser“ bezeichnet. Warum Le Corbusier das Terrassenhaus nie in Erwägung gezogen hat, weiß ich nicht,⁵ der Entwurf von Adolf Loos für ein terrassiertes, pyramidenförmiges Hotel könnte ihm bekannt gewesen sein. (Vgl. S. 68 f.) Sicher wusste er von den Pariser Terrassenhäusern des Henri Sauvage aus den 1910er- und 1920er-Jahren, deren eines in seinem „Bauch“ sogar ein Schwimmbad besitzt. (Vgl. S. 65 ff.) Dass nach dem Krieg ganz oder teilweise zer-

Gerrit Rietveld, Wohnanlage
Erasmuslaan in Utrecht, 1931,
Foto 2013



störte Stadtstrukturen wieder aufgebaut wurden, war rückblickend nicht immer sinnvoll, in vielen Fällen Verzicht auf eine einmalige Chance, aber verständlich. Von Menschen, die mit Überleben beschäftigt sind, kann man keine Visionen verlangen.

Es gab – und gibt – für das Wohnbaugeschehen der Nachkriegszeit viele Erklärungen. Mir erscheint keine plausibel, wahr ist bloß, dass dringender Bedarf bestand. Aber man hätte, anstatt auf den Kasernenbau des Faschismus und seine Wohnblocks für Offiziersfamilien – das meiste des Wenigen, das in diesen Jahren an Wohnbau entstand, ging in diese Richtung – nur zehn Jahre weiter zurückschauen müssen: Die Wohnbauten der Moderne in Frankreich, in den Niederlanden und in Deutschland wären als Vorbilder weit besser gewesen, und der Wohnbau des Roten Wien war seiner Zeit und dem meisten, was nach dem Krieg entstand, in seinem Konzept und seiner Gesinnung weit voraus. Die politischen Köpfe, deren brennende Menschenfreundlichkeit in den 1920er-Jahren vor allem in Wien die Vision menschenwürdigen Wohnens entwickelt hatten, gab es zwei Jahrzehnte später nicht mehr.

Eine Rechtfertigung für den Wohnbau der Nachkriegszeit – man ist versucht, Ausrede zu sagen – war der Geldmangel, die Notwendigkeit, billig zu bauen. Nun trifft dies, zunächst einmal, genauso auf die Jahre nach dem Ersten Weltkrieg zu. Vor allem aber: Was gebaut wurde, war weder absolut billig noch zumindest wirtschaftlich im Sinne einer längerfristigen Kosten-Nutzen-Rechnung. Gebaut wurden Unterkünfte, nicht mehr.

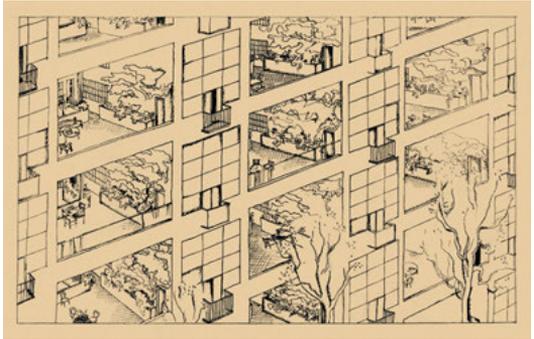


Sigfried Giedion, Befreites Wohnen, Orell Füssli Verlag, Zürich und Leipzig 1929, Buchcover

Es entstanden wohl einige nun als Satelliten- oder Trabanten bezeichnete Entlastungstädte wie in England Milton Keynes (ab 1967) oder Vällingby bei Stockholm (1954), im Konzept zweifellos Ebenezer Howard verpflichtet, wenn auch ohne seine Landwirtschaft einbeziehende Versorgungsautarkie. Sie wiederholten aber sein Missverständnis, nämlich die Annahme einer festen Beziehung zwischen Wohnen und Arbeitsplatz. Ich erinnere mich an die in einer schwedischen Studie ausgedrückte Enttäuschung, der zufolge dieser Zusammenhang sich nur für Teilzeit arbeitende Frauen mit Kindern als attraktiv erwiesen hatte.

Das meiste, das außerhalb der Stadtkerne gebaut wurde, und das war der größte Teil des Neubaus, entstand „auf der grünen Wiese“, die nachher allerdings nicht mehr grün war. Damit wurde die große Zahl der städtischen Bevölkerung mit niedrigen und mittleren Einkommen „wohnbefriedigt“. Die „besser Verdienenden“ sorgten, wie eh und je, für sich selbst. Sie sind auch nicht Gegenstand dieser Überlegungen, da ihr Wohnen nur insofern von stadtgestaltender Bedeutung ist, als es für die von dieser Möglichkeit Ausgeschlossenen trotzdem zum Leitbild wird. Dies gelingt – in der Regel – der großen Zahl zwar keineswegs, führt aber dazu, dass es auf Wegen versucht wird, die in ihrer Gesamtheit höchst schädlich sind: Aus der Villa im Gartenbezirk wird das Siedlungshaus im städtischen Umland, der fehlende Naturkontakt wird durch hektische Freizeitmobilität und Zweitwohnungen ersetzt. Städtisches Leben im Sinne sozialer Kommunikation, von Freizeit, die mit einem Minimum im Verkehr vertaner

Le Corbusier, Immeubles Villas,
Gestapelte „Einfamilienhäuser“
mit Gärten als dichte städtische
Wohnform, 1922



Lebenszeit genossen werden kann, entsteht – und entstand – so nicht. Die wirkliche und zum Fortbestand der Stadt unerlässliche Verbesserung unserer Lebensqualität liegt in Umständen und Veränderungen, die der Einzelne nicht selbst bewirken kann, auch nicht durch ein paar Prozente mehr Lohn: In der Stadt, doch im Einklang mit der Natur zu leben – die Möglichkeiten der Verhaltensvielfalt und der Freizügigkeit der Stadt zu genießen, ohne dafür mit Anonymität, Vereinsamung und Beziehungslosigkeit bezahlen zu müssen – in der großen Stadt Identifikation im Überschaubaren zu finden. Und im Zivilisationsartefakt Stadt das lebendige Universum nicht zu verlieren: Wasser und Himmel, das Gefühl des eigenen Körpers ebenso wie Nähe und Erreichbarkeit anderer Menschen. Das Erlebenkönnen des ungeheuren, verästelten, doch einem einzigen Ursprung entspringenden Komplexes all jener Antriebe, Begierden, Wünsche, Bedürfnisse, die Millionen Jahren der Evolution gebildet haben. Wir haben gelernt sie einzuschränken, zu beherrschen, sie durch Substitute zu ersetzen und sie nur manchmal, für kurze Zeit, wie wenn man einem Hund die Leine löst, freizulassen. Wir haben uns damit abgefunden, so zu leben. Die Grüne Stadt ist ein Konzept, diesen Spielraum zu vergrößern – die Leine zu verlängern.



Hugo Breitner, Stadtrat für Finanzen
in Wien 1919–1932

Der Sandleitenhof ist mit 1.587 Wohnungen und umfassender sozialer Infrastruktur die größte Anlage des kommunalen Wohnbaus im Roten Wien, 1924–1928, Architekten Schönthal, Hoppe, u.a.

Kinderfreibad am Margaretengürtel,
an der sogenannten „Ringstraße
des Proletariats“ in Wien, 1926

Das Rote Wien

Der Gemeindebau des Roten Wien erklärte menschenwürdiges Wohnen für ein Grundrecht. Die politischen Zielsetzungen waren auf einen Umbau der Gesellschaft gerichtet, mit der Konsequenz eines Umbaus der Stadt des 19. Jahrhunderts, Abbild einer immer noch nur dünn demokratisch übertünchten repressiven Gesellschaft.

Die treibenden Kräfte waren Männer bürgerlicher, man könnte sagen, großbürgerlicher Herkunft: Der Verantwortliche für die Finanzen der Stadt Wien, Hugo Breitner, war vormals Generaldirektor der größten Bank des Landes gewesen, und der Verantwortliche für Gesundheit war der Universitätsprofessor Julius Tandler, ein bedeutender Anatom. Sie waren weder Architekten noch Stadtplaner, aber sie gaben den – überwiegend konservativ eingestellten – Architekten ambitionierte soziologische Ziele vor, deren urbanistische Konsequenzen zur Abkehr von den gründerzeitlichen Stadt- und Wohnbauprinzipien führten. Sie gingen über jene allgemeinen Forderungen nach Luft und Licht und nach Einbettung der Wohnungen in Grün, die in den 1920er-Jahren überall in Europa erhoben wurden, als Reaktion auf die Enge des Wohnbaus der Vergangenheit, hinaus.

Das städtebaulich – und gesellschaftspolitisch – Besondere an dem Wiener Modell waren zunächst einmal seine Dimensionen: Viele der Bauten hatten Quartiersgröße. Dies entstand jedoch nicht durch an Erschließungsstraßen aufgereihete Blöcke, sondern wurde als Abfolge ineinander übergewandener parkartig bepflanzter Höfe



gestaltet, begrenzt nur durch die äußersten Grundstücksumrisse. Eine solche parkartige Hoflandschaft unterschied sich grundsätzlich von dem starren, versteinerten gründerzeitlichen Straßenraster, der im Wesentlichen nur der Erschließung enger, möglichst rechtwinklig begrenzter Besitzparzellen gedient hatte, aber auch von den eher schematischen Zeilen des Wohnbaus im übrigen Europa. Das Ziel einer durchgrünten, kleinteilig multifunktionalen Stadt wurde durch insgesamt rund 60.000 Wohnungen in zehn Jahren, zwar nur punktuell und verteilt über ganz Wien, in unterschiedlich weit gehender Annäherung und in modellhaften Ansätzen realisiert.

Für diese Zielsetzung ist der – nicht zufällig für den neohistoristischen Zeitgeist der letzten Jahre – viel publizierte Karl-Marx-Hof keineswegs ein charakteristisches Beispiel. Seine plakative Monumentalität hat weit mehr mit den „Ordensburgen“ der SS zu tun – sein Architekt, Karl Ehn, war tatsächlich ein Mitläufer des Nationalsozialismus – als mit der humanen Gesinnung und idealistischen Menschenfreundlichkeit der meisten anderen Gemeindebauten, wie dem George-Washington-Hof, dem Hof am Fuchsenfeld, dem Rabenhof, den Höfen in Sandeleiten und anderen.

Die neben der parkähnlichen Durchgrünung und der vielfach freien Abfolge von Räumen und Bauten entscheidende Zielsetzung des Gemeindebaus des Roten Wien, die diesen von allem, was es in jener Zeit – aber auch später – in Europa gab, unterscheidet, war seine nahezu in allen Lebensbereichen wirksame, auf soziale und kulturelle Autarkie zielende Multifunktionalität.



Der George-Washington-Hof in Wien mit seinen großzügigen grünen Höfen, Architekten Karl Krist und Robert Oerley, 1927–30, Foto 2016

Wie schon erwähnt, war die Benachteiligung der Unterschichten, also der Arbeiterschaft und des Kleinbürgertums im 19. Jahrhundert nicht nur eine materielle, sondern auch, um nicht zu sagen vor allem, eine kulturelle und eine der Bildungsmöglichkeiten. In diese Gemeindebauten wurden daher nicht nur im engeren Sinn soziale Einrichtungen wie Mütterberatungen und Säuglingskrippen, Ambulatorien, Zahnkliniken, Gemeinschaftsbäder und preiswerte Lebensmitteläden integriert, sondern auch Volksbildungshäuser, Musikschulen, Büchereien, Theater- und Kinosäle, die ausgesuchte künstlerisch oder wissenschaftlich bedeutsame Filme spielten. Es gab Treffpunkte der Antialkoholikerbewegung – „ein denkender Arbeiter trinkt nicht, ein trinkender Arbeiter denkt nicht“ – und, natürlich, auch Parteilokale der Sozialdemokratischen Partei, die „Sektionen“.

Daher war naheliegend, dass die politischen Gegner in den Gemeindebauten Festungen und Brutstätten der Weltrevolution sahen. Der Vorwurf mag in der Atmosphäre jener Zeit nicht einmal unberechtigt gewesen sein.

Er ist städtebaulich und stadtsoziologisch ohne Bedeutung, aber aus der gemeinsamen Gesinnung der Bewohner und den Möglichkeiten gemeinsamer Aktivitäten eines solchen „Hofes“ erwuchs jene Kommunikation und jenes Gefühl der Zusammengehörigkeit, das die moderne Großstadt und auch die sonst in Europa, vor allem in Deutschland und den Niederlanden, damals entstandenen sozialen Wohnbauten – obwohl zumeist formalarchitektonisch auf einem viel höheren Niveau – nicht boten.

Die Wiener Bauten waren aufgrund ihres umfassenden Anspruchs auch Symbole der Arbeiterkulturbewegung jener Zeit, Ausdruck und Verwirklichung einer humanitären Vision, die zum Ziel hatte, den Lebens- und Kulturstandard eines großen, bislang unterprivilegierten Teils der Bevölkerung zu heben – alle teilhaben zu lassen an dem, was bisher eine schmale Schicht für sich beansprucht hatte. Aus heutiger Sicht ist kaum vorstellbar, wie neuartig und für die Anhänger der hierarchischen Vergangenheit empörend schon die Gemeindebauten des Roten Wien waren. Eine soziale Schichte, die trotz ihrer zahlenmäßigen Mehrheit noch nie in Erscheinung getreten war, sich nie darzustellen gewagt hatte, betrat die städtische Bühne: nicht mit Bauten, die wie die gründerzeitlichen Mietskasernen Karikaturen der Paläste der Herrschenden waren, mit elenden Unterkünften hinter potemkinschen Fassaden, sondern mit dem Anspruch einer neuen Lebensweise in einer neuen Stadt für einen neuen Menschen. Wem dies pathetisch klingt, Wohnen – und Leben – in einer großzügig grünen, nicht in Spekulantenparzellen aufgeteilten Welt, in Häusern inmitten baumbestandener, ineinander übergehender Höfe, dies waren und sind heute noch für einen großen – wahrscheinlich den größten – Teil der Menschen die vor allem anderen genannten Lebensvorstellungen, zumindest soweit sie das Wohnen betreffen. Dass die multifunktionale Infrastruktur dieser Bauten, die nicht nur für den täglichen Bedarf sorgte, sondern darüber hinaus Bildungs-, Sozial- und Gesundheitseinrichtungen bot, heute durch der Freizeit, dem Körpererlebnis und der Geselligkeit dienende ergänzt und zum Teil ersetzt werden muss, ist eine Konsequenz der emanzipatorischen Entwicklung. Auch damals war alles verkehrsfrei – weil das Auto in jener Zeit noch ein Spielzeug der Reichen war. Diese Bauten stellten die Realität gewordene Vision des Aufbruchs in eine neue Zeit dar. Ihr politischer Erfolg war groß: Obwohl diese Epoche nur ein Jahrzehnt dauerte, gab sie ein Signal, dessen Wirkung bis in die jüngste Vergangenheit reichte.

Der Historismus als gesellschaftspolitisches Phänomen

Es scheint, dass die ästhetische Argumentation immer dann einsetzt, wenn die Politik die Kraft und die Fähigkeit verliert, die konkrete Entwicklung besserer Lebensumstände zu artikulieren. Dies war so in der zweiten Hälfte des 19. wie den letzten Jahrzehnten des 20. Jahr-

hunderts. Wenn das Ziel der gesellschaftlichen Emanzipation, das – für sich – jeder Mensch zu formulieren vermag und das sich keineswegs nur auf Materielles beschränkt, zu verschwimmen beginnt, dann kommt die Zeit der Scharlatane, der Populisten, der Schönredner, der Schwindler aus Andersens Märchen von „Des Kaisers neuen Kleidern“. Die Ziele gehen verloren: Auf allen Gebieten des Lebens und der Politik, also auch des Städtebaus, des Wohnbaus und der Architektur, deren Entwicklung sich auf Formales, aber gesellschaftlich Peripheres beschränkt.

Der Übergang der Macht von der Aristokratie und den Militärs zum Bürgertum fand nur allmählich statt. Daher versuchte der Großteil der neuen Oberschicht, einer notorischen Gesetzmäßigkeit folgend, es den den Staat immer noch beherrschenden Gesellschaftsschichten, den Aristokraten und Militärs, gleichzutun, und gewissermaßen durch Mimikry in deren Kreis aufgenommen oder zumindest geduldet zu werden. Solches Verhalten entspringt nicht nur der menschlichen Eitelkeit, sondern ist auch der Versuch, durch die Nähe zu den Alphas einen höheren oder zumindest gesicherten Rang in der Horde zu ergattern.

Wie wir in der zweiten Szene des ersten Aktes von Gotthold Ephraim Lessings „Emilia Galotti“ erfahren, geht „Kunst nach Brot“, die Künstler daher zu den Reichen und Mächtigen. Und wenn diesen die Vergangenheit besser gefiel als die Gegenwart – das ließ sich machen. So wurde der Historismus zur Selbstdarstellung des Bürgers als Edelmann. Dies führte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch zu neuen Gebäudetypen, die diese Maskerade aufs Anschaulichste demonstrierten. Auch der reichste Bürgerliche konnte nie mit den praktisch unermesslichen Besitztümern mancher Adelige konkurrieren, die aus der Beute vieler Kriege und der Fronarbeit Zehntausender über in Jahrhunderten angesammelte Vermögen und über riesige Ländereien und Schlösser mit unzähligen Bediensteten verfügen.

Für das nachrückende Bürgertum konnte es nur Diminutive geben, und so entstand das „Palast-Hotel“. Dieses bot seinen Gästen zu einem zwar hohen, aber für einen begrenzten Zeitraum erschwinglichen Preis, Wohnen in schlossartigen Gebäuden – „Hotel“ bedeutete ja ursprünglich den Sitz einer adeligen oder zumindest sehr bedeutenden Familie – Bedienung, die rund um die Uhr zur Verfügung stand, Köche, die ebenso rund um die Uhr köstliche Speisen berei-

teten, Luxus, wohin das Auge blickte. Musik, Bälle, Spielsalons und schließlich, Bühne der großen Welt, das Schauspiel der Hotelhallen.

Ein anderer signifikanter Typus war das „Zinspalais“, das die neuen Boulevards säumte, aber nicht mehr wie vordem einer einzigen Herrschaft und ihrem Tross als Sitz diente, sondern in Mietwohnungen aufgeteilt war, und die „Zinsvilla“. Dieser Begriff war allerdings schon damals ein Widerspruch in sich, und die Spekulanten unserer Tage haben den Unsinn nochmals gesteigert: zur „Stadtvilla“, die, eingezwängt in einen engen Straßenraster und kümmerliche Vorgärten, ihre relative Exklusivität, die aus den überhöhten Baukosten des Typs entsteht, der weder Stadt- noch Land-, noch Villa ist, als Wohnqualität deklariert.

Ein anderer neuer Gebäudetypus des Jahrhunderts der bürgerlichen Emanzipation war das Museum. Entstanden aus den Kuriositätenkabinetten großer Herren, wurde deren Öffnung zum ersten Zeichen der Erkenntnis, dass der Reichtum der Erde und menschlicher Künste nicht das private Eigentum weniger sein konnten. Die Unzahl neuer Museen, die in den letzten Jahren entstanden sind, vor allem aber der überwältigende Zuspruch, den die meisten finden, beweisen, welche Faszination von der Demokratisierung dieser Schätze ausgeht.

Die sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Europa entwickelnden Großstädte waren beeindruckende Manifestationen einer gesellschaftlichen Situation und in ihrer Darbietung neuen Reichtums von großer Faszination. Immerhin ließ man die Unterschicht soweit daran teilhaben, dass man ihre armseligen Quartiere – wie zum Hohn – mit Fassaden ausstattete, die an die Paläste des Bürgertums erinnern sollten. Der Städtebau der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts manifestierte eine gesellschaftliche Situation, die immer noch hierarchisch war, und sich ähnlich den vorhergegangenen Epochen auch unverblümt darstellte: Villenviertel und mit Alleen gesäumte Boulevards, dazwischen herrschaftliche Parkanlagen, für die großbürgerliche Oberschicht, und ein bedenkenlos dem wirtschaftlichen Ertrag dienender Straßenraster mit enger Blockbebauung für Arbeiter und kleine Angestellte – für die große Zahl. Die Erklärung, dass in den letzten Jahrzehnten die städtebaulichen und architektonischen Ideologien für diese seither gesellschaftlich und wirtschaftlich emanzipierte große Zahl wiederum nichts anderes als Straßenraster und Baublock, womöglich in noch größerer Enge, bereithalten, ist nicht einfach.

Der Historismus als Neurose

Die der gesellschaftlichen Emanzipation entgegenwirkenden Strömungen verstärkte zweifellos auch der Umstand, dass die von den Ideen der Aufklärung ausgelöste Veränderung der Gesellschaft von einer noch nie zuvor dagewesenen Entwicklung der Naturwissenschaften, Technologien und Maschinen aller Art begleitet und ermöglicht wurde. Den Menschen dieser Zeit musste vieles davon unverständlich und damit unheimlich sein – in Wahrheit haben auch wir Heutige noch keine begriffliche Vorstellung vom Wesen der Elektrizität. Kein Wunder also, dass die Menschen angesichts des Auftauchens bislang unbekannter geheimnisvoller und daher bedrohlich erscheinender Kräfte Zuflucht in einer Umwelt suchten, die vordergründig der Zeit entsprach, in der Kerzen leuchteten und Wagen von Pferden gezogen wurden, Ursachen und Wirkungen verständlich und vertraut waren. Wahrscheinlich war die im Vergleich zur stürmischen, wie außer Kontrolle geratenen Vorwärtsentwicklung von Wissenschaft und Technik retardierende kulturelle Reaktion ebenso sehr ein neurotisches Symptom wie ein gesellschaftspolitischer Masterplan, wie ihn der Wiener Kongress mit der Restauration der absoluten Monarchien entworfen hatte – und diesen zumindest bis zur Mitte des Jahrhunderts, und in marginal modifizierter Form sogar noch länger durchsetzte.

Die Befassung mit dem Historismus sollte tatsächlich nicht als kunsthistorischer Exkurs gesehen werden. In seiner Betrachtung als gesellschaftspolitisches Phänomen mit vielfältigen Wurzeln findet sich die Erklärung für wesentliche Vorgänge – und Versäumnisse – in der Planung der Städte und der Wohnanlagen in unserer Zeit.

Zweifellos sind ja im 20. Jahrhundert ähnliche psychologische Mechanismen wirksam wie ein Jahrhundert zuvor. Die Funktion einer Dampfmaschine, ja eines Explosionsmotors sind heute Schulwissen, und die junge Generation hantiert unbefangen am PC. Trotzdem sind die Kräfte des Atoms und die elektronisch gesteuerte Welt für viele, wenn nicht die meisten, unheimlich und damit bedrohlich. Daher setzt uns die Unterhaltungsindustrie in einer märchenhaften Vergangenheit spielende Fantasien vor, das Historische wird geschätzt und geschützt wie noch nie. All dies ist wohl auch die Suche nach Halt in einer beängstigend rasanten Entwicklung, die alles Vertraute zu verlassen scheint.

Nicht zuletzt deshalb spuken historistische, das heißt städtebaulich und stadtsoziologisch restaurative Vorstellungen durch fast alle heutigen Planungskonzepte, Wettbewerbe und Gutachten. Schlagworte, wie „kritische Rekonstruktion“ beherrschen die wichtigsten und größten bis hin zu kleinen und mittleren Bauaufgaben. Auch die „nachhaltige Stadtplanung“ ist ein solches Schlagwort, das ins Gemeinverständliche übersetzt bedeutet, dass nur die Stadtformen der Vergangenheit von Bestand sein können. Nun mag man im Anknüpfen an die Historie die pietätvolle Erhaltung gewachsener Strukturen sehen. In zentralen Stadtkernen, die nur marginal dem Wohnen dienen, sondern vor allem der alten Funktion des Marktplatzes, kann dies auch argumentiert werden. Aber gründerzeitliche Straßenraster mit Blockrandbebauungen in den Wohngebieten können heute nicht mehr die Erwartungen der Wohnungssuchenden an die Lebensqualität ihres Daheims erfüllen – dazu ist die Emanzipation der Unterschicht in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts zu weit fortgeschritten. Man erinnere sich: Ein Bürger war – lange Zeit – nur, wer ein Haus besaß. Der Rest war – so weit nicht Familie – Gesinde. Wie dieses lebte, war kein Gegenstand von Interesse, und schon gar nicht der Architektur. Aber aus diesem Gesinde ist die große Zahl der demokratischen Massengesellschaft geworden, und fühlt sich als Bürger – mit den gleichen Ansprüchen und Rechten wie vordem die Besitzenden –, deren Kleider und Häuser man sich – mangels einer besseren Alternative – überstülpen will, auch wenn dies nur in stark verkleinertem Maßstab möglich ist.

Die Kriterien einer Grünen Stadt

Zum Schönsten, das je geschrieben wurde, gehört für mich Hölderlins Gedicht „Brot und Wein“. Es beginnt:

„Rings um ruhet die Stadt; still wird die erleuchtete Gasse,
Und mit Fackeln geschmückt, rauschen die Wagen hinweg.
Satt gehn heim von Freuden des Tags zu ruhen die Menschen,
Und Gewinn und Verlust wäget ein sinniges Haupt
Wohlfrieden zu Haus; leer steht von Trauben und Blumen,
Und von Werken der Hand ruht der geschäftige Markt.
Aber das Saitenspiel tönt fern aus Gärten; vielleicht, daß
Dort ein Liebendes spielt oder ein einsamer Mann